

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

18. Abschnitt. Schattenzug (Erste Reihe)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

Schattenzug (Erste Reihe)

Im südlichen Frankreich geht die Sage, daß in der Nacht des heiligen Medardus die im Rhonestrom Ertrunkenen ihrem Wellengrabe wieder entsteigen. Manche Gestalten vergangener Zeiten ruhen noch drunten auf dem Strombett meines Bedenkens und die Fluten rollen über sie hin . . . Dämmert herauf, ihr Medardusnächte meiner Jugenderinnerungen, taucht auf, ihr längst versunkenen, alten Erscheinungen! leuchtet wieder, zum Leben erweckt, ihr erloschenen Augen, schaut frisch wie einst in die Welt und schwebt vor eurem Beschwörer in buntem Reigen vorüber! . . .

Karl Graf von Enzenberg. Ein untersehter Mann von gedrungener Gestalt, eine sich tief einprägende Persönlichkeit, die in Wesen und Erscheinung etwas Sokrateshaftes hatte. Er wäre besser Hochschullehrer als Offizier geworden, denn er sprach gern und mit Geist belehrend. Der Graf stammte von Singen am Hohentwiel aus kinderreichem Hause. Sein Vater pflanzte bei der Geburt jedes Kindes eine Pappel auf einer Insel im Weiher seines Parks und benannte sie nach dem neugeborenen. Ein merkwürdiges Geschick verhängte, daß beim jeweiligen Tod eines Kindes der Blitz in den seinem Andenken geweihten Baum schlug. Der alte, eigenwillige Pappelpflanzer entstammte noch einer rauhen, harten Zeit, die da glaubte, daß ein Vater volles Verfügungsrecht über Leben und Schicksal seiner Kinder besitze; er war noch so ein Vater vom Schläge Friedrich Wilhelms I. von Preußen oder des alten Günther, des Vaters unseres unglücklichen, großen, deutschen Lieberdichters, die ihre Söhne bis aufs Blut zu quälen verstanden. Als unser Graf, damals schon junger Leutnant, seinen Vater bei einem Familienfeste mit seinem Besuch unangemeldet überraschen wollte, um dem Altern den eine Freude zu bereiten, rief der Gestrenge, von Gästen umgeben, schon auf der Schwelle dem Ankömmling entgegen: „Habe ich dich eingeladen? unverzüglich reisest du zurück, woher du gekommen!“ und dem armen, wie mit Kaltwasser über-

gossenen Sohne blieb nichts übrig, als ohne Aufschub den damals noch recht beschwerlichen Postwagenweg vom Bodensee zur badischen Hauptstadt wieder heimwärts zurückzulegen.

Von jeher hatte der junge Offizier eigenartige, zuweilen absonderliche Einfälle. Aus den harten, blanken Silbertalern eines Monatsgehaltes ließ er, der nichts weniger als Geld zum Wegwerfen hatte, sich einen Briefbeschwerer in Gestalt eines Löwen gießen. Ein Dieb — sein eigener Bursche war es —, der seinen Schreibtisch vergeblich nach Schätzen durchstöbert hatte, ließ den vollachten Silberlöwen unangetastet stehen und meinte vor Gericht auf die Frage, warum er sich diese kostbare Beute habe entgehen lassen, „er habe nicht für möglich gehalten, daß es so verrückte Leute gebe, die einen echt silbernen Löwen offen hinstellten“.

Der selbe Mann, der sich in tiefsinnige, gedankliche Gräbeleien einspann, der für seinen Alleingebrauch Abhandlungen über gelehrte Stoffe und moderne Tagesfragen schrieb, der allmählich mit den bedeutendsten Zeitgenossen in geistreichen Briefwechsel trat, dieser „Theoretiker“ war in der „Offizierspraxis“ durchaus unbrauchbar. Mancher Schwank war im Umlaufe darüber. So sollte er bei einer Übung am Durlacher Turmberge mit seiner Abteilung einem „Feind“ entgegen treten; statt dessen aber zog er ihm nach und beide Gegner suchten sich den ganzen Vormittag rings um den Berg herum, ohne zum Gefechte zu gelangen.

Mit Stechschrittmarsch — und dies lange vor preussischer Zeit — soll er seine Untergebenen bis zur Erschöpfung gefoltert haben. Auch schien er von der krausen Erziehungskunst seines Vaters eine kleine Ader übernommen zu haben. Heutzutage können Soldaten ihre Vorgesetzten beim Gräßen oder auf dem Übungsplatze nicht scharf genug ins Auge fassen; früher liebte man dies offenbar weniger. Enzenberg ließ einen Grenadier, der ihn vielleicht aus übertriebenem Pflichteifer allzu scharf angestarrt hatte, morgens vier Uhr (!), feldmarschmäßig ausgerüstet, bei sich in der Wohnung antreten und an seinem Bett Aufstellung nehmen. Der Mann mußte seinen Herrn Vorgesetzten einige Stunden lang auf Befehl ununterbrochen ins Auge fassen, mußte zusehen, wie dieser sich vom Lager erhob, sich wusch und ankleidete; schließlich sagte er freundlich zu dem Unglückswurm: „So, ich denke, nun haben Sie mich genug betrachtet“ und schenkte ihm beim Entlassen — einen Apfel! Dies ist ein Stückchen Soldatenerziehungsweisheit alter Zeit.

Der seltene Mann war mit einer schönen, feingebildeten, geistvollen Balthin vermählt und hatte zwei Kinder, einen völlig verblödeten Sohn

und eine liebe, kluge Tochter mit goldblonden Zöpfen. Der Junge, der wie ein tierisches Wesen auf allen vieren im Zimmer umhertroch und furchtbare Laute ausließ, war der Schrecken unserer Kinderspiele, denn seine Vernichtungswut zerstörte alles von uns im Spiel aufgebaute.

Kennzeichnend für Enzenbergs Art, alles zielgerecht und gründlich zu betreiben, ist während eines langjährigen Ruhestandes seine Schmetterlingsmalerei gewesen. Sein Töchterchen Olga hatte ihn zufällig eines Tages gebeten, ihr einen Schmetterling zu malen. Der Versuch war ihm über Erwarten geglückt; und nun bildete er sich zum ausschließlichen Schmetterlingsmaler aus, ja, er war zweifellos in dieser seltsamen Besonderheit der größte Meister in Europa. Aus allen Natursammlungen ließ er sich schöne, seltene Muster kommen und wußte sie mit unvergleichlichem Geschick in gleichsam hingehauchtem Farbenschmelz nachzutäuschen. Die im Laufe der Jahre auf viele Hunderte von kleinen Kunstwerkchen beträchtlichen Wertes angeschwollene Sammlung wurde nach dem Tode des Farbenmeisters für eine Kustkammer erworben.

Schmetterlingmalen und — Brieffschreiben waren das meisterliche Sondergebiet des merkwürdigen Mannes. Seine Briefe waren allerdings nicht Briefe im landläufigen Wortsinn, es waren Sendschreiben, Abhandlungen, woran er vor dem Absenden monatelang feilen und formen konnte, bis sie zur Gestalt von Denkschriften sich auswuchsen. Oft kam er mit solchen kleinen Denkmalwerken der Brieffstellerei seines rastlos lebendigen Geistes zu meinen Eltern, um sie wieder und wieder vorzulesen, bevor er sie, mehr und mehr vervollkommnet, an die Empfänger sendete, worunter ein Bismarck, ein Richard Wagner und ähnliche Größen keine Seltenheiten waren. Stets ist er einer Antwort gewürdigt worden, mochten die Anscrifter doch sofort herausfühlen, es mit einem an urwüchsigen Einfällen ungewöhnlich reichen Geiste zu tun zu haben. Schade, daß diese an Tiefinn und Verstandeschärfe so ausgezeichneten Schriftstücke in alle Welt verstreut sind und wohl niemals gesammelt werden.

So sandte er zur Kriegszeit 1870, als die Frage einer möglichen Einverleibung Elsaß-Lothringens noch erörtert ward, ein urtümliches Blatt an Bismarck, eine Ausgeburt echt Enzenbergischer Einbildungskraft: links sieht man darauf einen gutmütigen Widderkopf im Schnittbilde, dessen Umriß vom Rhein gebildet wird und den Namen „Baden“ trägt; geduldig späht das Tier nach den Festungen Straßburg und Metz aus, wie ein Schlachtopfer, das ergeben den Hieb des Schlächters erwartet; rechts aber gewahrt man das zum jungen Stiere verwandelte Tier in Halbstrinsseiten

stellung: Straßburg ist sein drohend blickendes Auge geworden und Metz sein stoßbereites Horn. Das Doppelbild trägt als Begleitschrift die Verszeilen:

In den Grafen Bismarck
Ab' immer Treu und Redlichkeit
Auch in polit'ischen Dingen
Und weiche keinen Finger breit
Von Elsaß und Lothringen! —

Meinen Vater und den Grafen verband treue Freundschaft, die aus schwerem Zerwürfniß ersprossen war. Er hatte zu Rastatt — wo wir ihm im zweiten Abschnitt dieses Buches schon einmal begegnet sind — als Vorgesetzter meinen Vater dermaßen vor der Front gekränkt, daß dieser ihn aus beleidigtem Ehrgefühl zum Zweikampfe fordern ließ. Enzenberg aber, ein Ehrenmann von edlem, hochsinnigem Gepräge, sah sein Unrecht ein, bat meinen Vater um Verzeihung und bot ihm seine Duzfreundschaft an, die vielleicht gerade darum durch Jahrzehnte so festgefittet war.

Um einem schrecklichen Dhirenkrebsleiden mit seinen Qualen und Unkosten zu entgehen — der Graf lebte keineswegs in einer seinem Stand angemessenen Wohlhabenheit — setzte er seinem Leben selbst ein Ziel. Mit wassergefüllter Pistole erschoss er sich 1887. Seine Tochter fand den Vater mit zertrümmerter Hirnschale. Ein knorriger Baumstumpf war gefällt . . .

Friedrich Bodenstedt. Wer das Glück hatte, in die klugen, hinter goldener Brille vorblinzenden Augen des herrlichen Mirza-Schaffy-Sängers zu schauen, vergift ihn zeitlebens nie. Im Sommer 1884, anläßlich eines Heilaufenthalts zu Wiesbaden, sprach ich ihn bei einer Begegnung auf der Rheinstraße an. Er meinte — echt Bodenstedtisch —, wenn zwei Dichter sich kennen lernten, müsse dies mit einer Flasche Schaumwein gefeiert werden, und lud mich in ein nahe gelegenes Weinstübchen ein, wo bei perlendem Sekt die denkwürdige Stunde unter Gläserklang begangen wurde. Bodenstedt war nicht umsonst der unvergleichliche Verherrlicher des „kathetischen Weines“!

Manchen Gang im Kurgarten taten wir zusammen, manche Tages- und Abendstunde verbrachte ich bei ihm allein oder im Familienkreise; seine als „Edlitam“ gefeierte, schwer leidende Gattin Mathilde wurde zu Tisch im Rollstuhle geschoben. Jedesmal mußte man von neuem sein unermessliches Gedächtnis bewundern; nicht nur, daß ihm jeden Augenblick eine Fülle von Belegstellen zur Verfügung stand; als wir zufällig von Hermann Lingg sprachen, führte er ohne weiteres den langen,

schwierigen Einleitungsgesang zu dessen umfangreicher Dichtung „Die Völkerwanderung“ ohne Stocken und Fehler an. Einen ganzen Abend trug er ein andermal die von ihm übersehten Sonette Shakespeares auswendig vor.

Einmal erzählte er mir im Kurgarten den erschütternden Roman von Heinrich und Charlotte Stieglitz und war erstaunt, daß mir damals die Geschichte dieses furchtbaren, zwecklosen Selbstmordes noch ganz fremd war; er rief: „Da sieht man, wie schnellebig unsere Zeit ist, daß die heutige Jugend ein Ereignis, das in meinen jungen Jahren die ganze, schöngeistige Welt erschütterte, schon völlig vergessen hat!“

Nicht lange zuvor war eine der angesehensten Zeitungen neu gegründet worden, die sogar längere Zeit Bodensiedts Bildnis als Stirnschmuck trug und als deren Herausgeber unser Dichter dem Namen nach galt. Ich trat eines Nachmittags in sein Zimmer; lächelnd wies er auf seinen Schreibtisch: „Da hat mir die *X.* Rundschau meine Handschrift über eine russische Schriftstellerin, die ich besonders empfohlen hatte, als unbrauchbar für ihre Zwecke zurückgeschickt; aber so sind die Zeitungen.“ „Ja,“ entgegnete ich schüchtern, „Sie sind doch der Herausgeber, und erhalten Ihre eigene Sendung wieder?“ „Oh,“ rief er, „ich beziehe für einige Jahre so und so viel tausend Mark Einkommen, wofür ich der neuen Gründung meinen Namen leihen muß; im übrigen habe ich keinerlei Einfluß auf das Blatt.“ Ich lernte wieder einmal, wie der Öffentlichkeit Sand in die Augen gestreut wird; denn unmittelbar zuvor hatte mir in meiner Heimat ein Bekannter gesagt: er halte sich die von Bodensiedt herausgegebene neue Zeitung, da man von einem solchen Herausgeber nur Gediegenes erwarten dürfe! Bodensiedt war ganz auf den Ertrag seiner Feder angewiesen und hatte schwere Kämpfe mit dem Leben zu bestehen, so daß seine Handlungsweise keinen Schatten auf ihn werfen darf.

Quälten ihn seine Schmerzen nicht — Bodensiedt litt schwer an Nasenwucherungen und hatte sich schon mehrfachen wundärztlichen Eingriffen unterziehen müssen —, so war er stets in gehobener, angeregt heiterer Stimmung; es war, wie wenn eine Sonne wärmend aus ihm strahle; man mußte ihn lieben; manchmal schien er in Überschwenglichkeit die ganze Welt umarmen zu wollen; nie hat es einen liebenswerteren Menschen gegeben. Den ihn folternden Nasenschmerzen trat er mit allerhand Betäubungsmitteln entgegen: er trank schweren, schwarzen Kaffee, rauchte starke Zigarren und nie fehlte ein Fläschchen kölnisch Wasser auf seinem Arbeitstische.

Man hat oft über Bodenstedts Eitelkeit zu spötteln beliebt. Auch in unsern Gesprächen bligte manchmal derartiges durch. Er sprach von einem Seebadaufenthalt mit König Georg V. von Hannover auf Norderney; er hatte auf Wunsch des blinden, später entthronten Herrschers seine schon beendete Badezeit verlängert, war in täglichem Verkehr mit seinem ihn hoch verehrenden Landesherrn, der ihm manche genussreiche Stunde der Erzählerkunst zu danken hatte, und der Welfenkönig hatte für ihn, außer schönen Redensarten, nicht die geringste Aufmerksamkeit als Gegengabe gehabt; nicht einmal das bescheidenste Ordensbändchen hatte er ihm als kleinstes Entgelt für das Opfer an Zeit und Geld angeheftet, was Bodensstedt dem Welfen nie ganz verziehen zu haben schien.

Auch die Erzählung von seiner großen amerikanischen Reise, die Bodensstedt 1880 wesentlich zum Zweck unternahm, seinen im fernen Westen verschollenen Sohn, allerdings vergeblich, zu suchen, war ein eigentümliches Gemisch von aufrichtigem Vaterschmerz und harmloser Eitelkeitsfreude an den unendlichen Huldigungen der Deutschamerikaner, die sich in Fadelzügen, Ständchen und Schiffbeleuchtungen zu Ehren des deutschen Dichters nicht genug zu tun vermochten. Aber wahrlich, wer solch überwältigenden Zauber auf viele Menschen, nicht zum wenigsten auch auf mich, ausübte, wie dieser Mann voll Herzlichkeit und Menschenliebe, dem durfte man eine kleine menschliche Schwäche schon zugute halten . . .

Gustav Freytag. Zur selben Zeit besuchte ich den gleichfalls zu Wiesbaden lebenden Dichter der „Ahnen“. Er war früher mit Bodensstedt so nahe befreundet gewesen, daß dieser, wie er mir selber sagte, einst sogar seine Hochzeitsreise zu Freytag machte. Später waren beide durch ein Zerwürfnis auseinander gekommen und hatten, wiewohl in der gleichen Stadt lebend, keinerlei Verkehr miteinander. Freytag erschien mir als der kühle, zurückhaltende, in schulmeisterlichem Tone „vom Katheder dozierende“ Gelehrte; von Bodensstedts Menschens- und Dichterwärme besaß er im persönlichen Verkehre wenig; vielleicht ist er mir durch diesen grellen Gegensatz noch kälter erschienen als er wirklich war. Dazu trug er gar noch einen glänzigen, schuppenartig gesteppten Hausrock, der ihm vollends das frostige Gepräge eines Fisches lieh. Noch tönt mir im Ohr, wie das erzene Jünglein einer Glocke, sein mir damals gar zu spießbürgerlich klingender Rat, den er mir beim Abschied mit langsamen, in ausdrucksvollem Künstlerbedachte gesprochenen, gleichsam abgehackten Worten mit auf den Lebensweg gab: „Nehmen — Sie — sich — ein — Weib — und — suchen — Sie — sich — einen — bürgerlichen — Beruf!“ Ich schied, kühl

bis ans Herz hinan, von ihm und flüchtete mich zum geliebten Bodensiedt, bei dem es einem warm und wohl wurde . . .

Ditto Noquette. Ein feines, fast zerbrechlich aussehendes Männchen von triebkräftigem, vielseitig und rastlos sprudelndem Geiste, dem in jungen Jahren der herzige Märchenwurf von „Waldmeisters Brautfahrt“ gelungen war. Sein Name lebte dadurch im Munde jedes Schrifttumsfreundes. Aber gerade dieser Ruhm war auch lebenslang sein Schmerz. Er konnte nicht verwinden, daß die Deutschen nur von seiner dichterischen „Jugendfünde“ Vermerk genommen hatten und diese jahraus, jahrein in neuen Auflagen zum Christkind erscheinen mußte, indes die gedankensvolleren, gereiften Werke des Mannes und Greises von der großen Masse links liegen gelassen und höchstens von Feinschmeckern ab und zu gewürdigt wurden.

Ich besuchte den noch immer jugendlich beweglichen Dichter öfters in Darmstadt, überfiel ihn sogar einmal in winterlichem Morgenzwielicht beim Frühstück, und er meinte: „Jetzt sehe ich, daß Sie mich zu Ihren Freunden zählen, da Sie schon so früh morgens zu mir kommen.“ Er fühlte sich vergessen und vereinsamt in dem damals noch stilleren Darmstadt und war schwer bekümmert darüber, daß bei der fünfhundertjährigen Jubelfeier Heidelbergs (1886) etliche Hochschüler seinen Namen nicht mehr kannten und ihn auch nicht richtig zu schreiben vermochten!

Noquette, der nicht an der Tafel des Überflusses saß, dessen „Literaturprofessur“ nicht allzu reichlich ausgestattet war, hielt winters in zahlreichen Städten Vorträge zu seinem notgedrungenen Nebenverdienste. So kam er an eisigem Jännertag 1889 nach Karlsruhe, um im Rathausaal über das „Zeitalter der Empfindsamkeit“ zu sprechen. Ich befand mich unter den zahlreichen Zuhörern auf der Empore. Leider sank schon nach den ersten Worten Noquettes Stimme zu völlig tonloser Unverständlichkeit herab; vielleicht wollte er seinen unzeitgemäßen Stoff recht anschaulich empfindsam darstellen. Nur die ersten Bänke unten im Saale vermochten seiner murmelnden Rede noch zu folgen; auf der Empore, wo die größere Hitze im Vereine mit dem eintönigen Geplätscher des Vortrags unwiderstehlich einschläfernd wirkte, lagen die Menschen reihenweise, laut schnarchend, da, vorgesunken auf das Geländer oder zurückgebogen über die Holzlehnen der Sitzbänke; nie wieder habe ich Ähnliches erlebt und mich selber hielt lediglich das königliche Vergnügen an den Dornröschengruppen rings umher wach.

Als im Sommer 1892 die Huldigungszüge der bismarcktreuen Deutschen zum schwergekränkten Alt-Reichskanzler nach Kissingen anhuben,

schlug Noquette als ängstliches Männchen vor blassem Entsetzen die Hände zusammen und stammelte furchtbewegt die Worte hervor: „Das ist ja Revolution!“

Der edle Dichter, der stets im stillen etwas ergrimmt, wenn ihn jemand auf seinen „Waldmeister“ ansprach, erlebte noch an seinem 70. Geburtstag eine anmutige Huldigung. Beim Festmahle bewarfen die Festteilnehmer ihn, den Sänger des herrlichen Liedes „Noch sind die Tage der Rosen“, von der Empore herab mit einem Regen von Rosen, der ihn unter überfließender Blütenmasse fast zu begraben drohte. So folgten ihm doch bis zuletzt die unabweisbaren, uralten Waldmeistergespenster! . . .

Michael Bernays. Der grundgelehrte, glänzende Lehrer und Geschichtsschreiber deutschen Schrifttums; ein Riese, dessen abschreckende Hässlichkeit man über seiner blendenden Lebenswürdigkeit und seinem unermesslichen Wissen völlig vergaß. Die Masse der in seinem Haus aufgestapelten Bücherschätze hatte fast etwas erdrückendes; nicht nur die Zimmerwände, selbst die Hausgänge, sogar der Raum über den Türen war bis zur Decke hinauf mit Büchern, oft schweren Großbänden, dicht besetzt; es schien ordentlich ein Vollwerk der Bücherweisheit zu sein. Das Gedächtnis des Beherrschers dieser Bücherwelt ging noch über das vielgerühmte Bodensiedts hinaus. Führte Bernays etwas aus dem Stegreif an, so vermochte er mit fast unbegreiflicher Genauigkeit die Stelle des „Zitats“ bis auf die rechte oder linke Buchseite oder die Zeilenzahl von oben oder unten anzugeben. Rechtsbesessene sagten: dieser Mann verstehe von Rechtskunde soviel wie ein Fachmann; Gottesgelehrte behaupteten: dieser Mann beherrsche die Theologie wie ein Gottesgelehrter von Beruf; auf jedem Gebiete menschlichen Wissens wußte er, als gleichsam Einheimischer, den größten Eindruck hervorzubringen.

Bernays, der Meister deutscher Stilkunst, war eine tiefkünstlerische Natur, ein Vortragsmeister von Gottes Gnaden; ihn ein Schauspielwerk unseres klassischen Schrifttums vortragen zu hören, war eine unvergeßliche Lebenserinnerung. Ofters lud er kleinere und größere Kreise zu sich, sie dieses Genusses teilhaftig werden zu lassen. Eine Vorlesung von Schillers „Piccolomini“ steht mir ihrer bildwerkhaften Herausformung halber in leuchtendem Gedächtnis; alles Feuer, Leben, Anschaulichkeit.

Diese Gelehrtennatur war nicht vom Bücherstaube verschüttet; ihr Gepräge hatte oft etwas kindlich zutrauliches; er brachte allen Menschen, bisweilen auch Unwürdigen, volles herzliches Vertrauen entgegen, die selbe

vornehme Gesinnung, die ihn beseelte, bei jedem als selbstverständlich voraussetzend.

Im Herbst 1892 hielt Bernays anlässlich der Enthüllung des Scheffels denkmals die Weiherede im Museumsaale zu Karlsruhe, ein tiefdurchdachtes, gedankenfunkelndes Meisterstück deutscher Festberedsamkeit; eine Aufgabe, die ihm um so schwerer fallen mußte, als Scheffel seinem Wesen und Denken völlig ferne stand und er sich erst in dessen Werke zu diesem Zwecke fast gewaltsam einlesen und einleben mußte. Mehrmals veranstaltete Bernays Probevorlesungen dieser Festrede vor einem geladenen Kreis in seinem Hause, wohl um die Wirkung seines Wortes auf die Hörer zu prüfen; fast schien es, als empfinde er, sich auf ein ihm fremdes, ihm nicht recht liegendes Gebiet begeben zu haben.

Am Allerheiligentage 1892 schrieb der edle, lautere Mann die Faustworte — echt Bernaysisch — in mein Hausbuch: „Zum höchsten Dasein immer fortzustreben!“ . . .

Jakob Burckhardt. Der Verfasser der herrlichen Werke über die Renaissance, der „Köbi“, wie seine Baseler Landsleute in mundartlicher Vertraulichkeit ihn gemächlich nannten. Im Herbst 1888 weilte ich bei seinem Vetter Fritz Burckhardt, dem Gymnasiumsvoortand, in Basel zu Gaste. Mein lebhafter Wunsch war, dem „Köbi“ persönlich zu begegnen; ein solcher Anschlag mußte mit List und Schlaueit durch indianerhaftes Anschleichen ins Werk gesetzt werden. Vetter Fritz versperrte ihm im Haus für der Lesegesellschaft, wohin der große Gelehrte sich allmorgendlich zu begeben pflegte, den Weg und stellte mich ihm vor. Abends bei gemütlichem Glas Bier wäre dies unmöglich gewesen. Jakob Burckhardt besuchte zwar seit Jahrzehnten jeden Abend die selbe Wirtsstube, saß am selben Tische, trank aus dem selben Glas und liebte, nur die selben gewohnten Gesichter um sich zu sehen; hatte jedoch einer der Tischgenossen den Mut, einen Fremden einzuführen, so erhob sich der gewohnheitsliebende Hagesstolz und Sonderling sofort und empfahl sich murrend.

Jakob Burckhardt war von untersehter Gestalt, trug einen mächtigen Kopf auf breitem Halse, der von zahllosen Hautfalten förmlich umwampft war, so daß ich an den faltigen Hals einer Schildkröte denken mußte. Der seltsame Mann haßte das Abgebildetwerden und verweigerte den Zeitschriften sein Bildnis. Vetter Fritz, ein großer Liebhaberlichtbildner, hatte ihn hinter seinem Rücken, wie er mit der Mappe unterm Arm in die Vorlesung humpelte, aufgenommen und behauptete, wenn Jakob dies wüßte, so brähe er jeden Verkehr mit ihm ab.

Einmal gelang es der Familie, den grilligen Eigenbrötler zu bewegen, sich trotz alledem Lichtbildern zu lassen; nur knüpfte Jakob die Bedingung daran, nicht lange bei dem betreffenden Künstler warten zu müssen. Man verabredete daher mit dem Lichtbildner eine Nachmittagstunde, in der er dem „größten Bürger Basels“ zuliebe niemanden sonst empfangen möge. Unser Jakob geht hin, wird aber an der Türe von der Magd, die in dem schlichten Manne nicht den gewaltigen Gast vermutete, mit den Worten empfangen: „Heute wird nicht photographiert; wir erwarten den berühmtesten Mann von Basel!“ „So,“ brummte der „Röbli“ ihr entgegen, „der bin ich nicht, da kann ich wieder gehen“, und sei dann nicht mehr in die Werkstatt des Lichtkünstlers zu bringen gewesen.

Als Seltsamkeit erzählte man sich in Basel, der große Kunstkenner sei einmal nach Berlin gereist, um die neue Erwerbung einer Kunstsammlung in Augenschein zu nehmen. Er ließ sich in einsamer Stunde die Kunsthalle aufschließen, umschritt das Kunstwerk und betrachtete es, in tiefes Sinnen versunken, einige Stunden lang; dann fragte er den Beschließer, was es gekostet habe; als ihm dieser eine außerordentlich hohe Summe nannte, wiegte Jakob sein mächtiges Haupt bedächtig und brummte vor sich hin: „Das ist es wert.“ Sprach's und reiste nach Basel heim, ohne irgend etwas anderes seines Blickes zu würdigen.

Anlässlich meines Besuches in Basel erfuhr ich aus einem kleinen Erlebnis, daß die Bewohner Zürichs unter den Schweizern als die wenigst umgänglichen verrufen zu sein schienen. Mein Gastgeber schlug mir vor, ich möchte für den nächsten Tag einen Ausflug unternehmen, da er einige Herren zum Essen erwarte. Auf meine schüchterne Anfrage, ob ich diese Gäste nicht auch kennen lernen dürfe, meinte er, etwas verlegen: „Ja, es wär' schon recht, wenn's numme (nur) kein' Zürcher wäre! Die sind so intimidiert, wenn ein Fremder dabi isch.“ Ich nahm am Tage der Züricher Reifhaus nach Hausen, um dem Hebelhaus im Wiesental einen Wallfahrtsbesuch abzustatten . . .

Wilhelmine von Hillern. Die fast übergeistreiche Tochter der trotz alledem und alledem in ihrer Art unübertroffenen, unvergeßlichen Birch-Pfeiffer, eine mir altvertraute Gestalt aus Freiburger Knabenzeiten.

Am Todestage Kaiser Friedrichs III., dem geschichtlichen 15. Juni 1888, einem der traurigsten Gedenktage deutscher Kaiserzeiten, war ich ihr Gast zu Oberammergau. Frau von Hillern hatte sich nicht lange zuvor ein schlöfchenartiges Landhaus in mächtigem Garten gebaut und fühlte sich glücklich unter den frommen Landleuten; sie erzählte in begeisterter Hinz

gerissenheit, wie ihr beim erstmaligen Betreten des passionsspielberühmten Ortes die am Dorfeingang — ich glaube, in einer Bergblende oder Höhle — aufgestellte Gestalt Christi deutlich gewinkt habe, ein untrügliches Zeichen, daß sie hier sich niederlassen solle! Über ein damals in Zeitungen spukendes Gerücht, sie sei zum katholischen Glauben insgeheim übergetreten, spottete Frau von Hillern: „Nein, meine Kritik“ — wobei sie das i der zweiten Silbe auffallend stark und lang betonte — „lasse ich mir nicht nehmen“, indem sie die hübsche Bemerkung hinzufügte: „Die katholische Kirche ist übrigens ein Schiff, das auch ohne Fahrgäste fährt.“

Bei unserem einsamen Abendessen, zu dem die merkwürdige Frau in langer, schwerer, seidener Schleppe hereingerauscht kam, wußte sie so unerschöpflich des bedeutenden und hinreißenden zu erzählen, daß Essen und Trinken wiederholt darüber vergessen wurden, ja, daß die Speisen erkalteten, abgetragen und neugewärmt wieder aufgetischt werden mußten. Die Erzählerin mit ihren Feueraugen, ihren Haarlocken, ihrer männlich harten, siegelringgeschmückten Hand, wie sie sich, vorgebeugten Leibes, gleichsam kampfbereit wider den Tisch stemmte, erschien wie eine zu gewaltigem Sprung ausholende Löwin. Keine Frau der Welt kann reicher an funkelnden, ursprünglichen Einfällen gewesen sein. Stundenlang, bis tief in die Nacht, währte die oft unterbrochene, gesprächegewürzte Mahlzeit. Dann riß die hinreißend hingerissene Sprecherin die Altantür auf: da stand gegenüber ein schattenhafter, riesiger Bergkogel im Mondschein; oben hob sich, bildhauerhaft herausgearbeitet, vom blauen Nachthimmel das Kreuz des Erlösers ab, und, gebadet im Mondlichte, ragte die seidenrauschende Frau, nach dem Kreuze deutend, mir ernst zur Seite, wie die zaubermächtige Beherrscherin dieses Gebirgstales.

Zwei Jahre später, im Sommer 1890, pochte ich abermals an ihre Pforte, diesmal selbst ein Passionspilger. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich nicht bei ihr abgestiegen; aber schon hatte ich mir in dem überfüllten Dorf auf einem Dachboden ein schwülzig dumpfes Gemach ergattert: ach, diese im Flug eingerichteten Bodenkammern waren durch aufgespannte, weißgraue Spapierwände — höchst feuersgefährlich — mit chinesischer Kunstfertigkeit zustande gekommen! Nachts sah man, wie bei trübem Theatermondschein, durch das Spapier die unterweltlichen Schatten sich Entkleidender und zu Bette Steigender.

Frau von Hillern traf ich in starker Erregung über ein unangenehmes Erlebnis, das sie kurz zuvor mit dem päpstlichen Nuntius Agliardi, der ihre Gastfreundschaft genossen, gehabt hatte. Begleitet von einem mäch-

X Wilhelm u. Peter Hub von Obgenau
Wochen Zins u. Passionsroman am Kreuz

tigen Hunde, gestützt auf einen starken Stock, der unter ihrer Wucht schier zu brechen drohte, schritt sie im Garten umher, Befehle mit der männlichen Bestimmtheit ihrer fast wilden Triebkraft den Arbeitern erteilend. Beim Dammbauen, beim Baumausröden, beim Leichegraben gemahnte sie mich an einen weiblichen Faust; auch sie hätte das Zeug dazu gehabt, nach ihrem Geheiß Wälle aufwerfen und Meere zurückdämmen zu lassen . . .

Friedrich Heyser und Frau Helene Ahl. Ausgang 1885 sah ich am Fenster einer Karlsruher Kunsthandlung die Hanfstänglsche Wiedergabe eines mich fesselnden Bildes ausgehängt, obwohl es nicht ganz frei von Süßlichkeit war; darunter stand „Waldfeste von Friedrich Heyser“. Beim Lesen von Dichtungen wie beim Anschauen von Bildwerken überkommt mich oft unwiderstehliche Sehnsucht, den Dichter, den Künstler persönlich zu kennen. Und so ward ich auch dieses Mal von unüberwindlichem Drange nach persönlicher Bekanntschaft des Schöpfers dieses Bildes erfaßt. Aber ich dachte mir ihn in weiter Ferne, vermutlich in München; also werde es wohl beim frommen Wunsche bleiben.

Abends ging ich zu Scheffel, der mir kurz vor meinem Aufbruch sagte: „Da war gestern ein junger Künstler bei mir, der mich durchaus zu malen wünschte. Auch eine Gönnerin von ihm, Frau Ahl aus Harzburg, ist schon mit derselben Bitte bei mir gewesen; sie möchte, scheint es, dem jungen Manne durch ein Konterfei von mir schnell einen Namen machen; aber ich bin zu alt, habe keine Geduld und sitze keinem Maler mehr. Zu seiner Verglaubigung hat mir der junge Künstler ein Bild dagelassen, das wirklich Begabung verrät.“ Wer beschreibt mein freudiges Erstaunen, als sich der Eckeharddichter häckt, neben dem Sofa eine Mappe heraufholt und mir die „Waldfeste“ vor Augen stellt! Ich erzählte Scheffel von meinem Entzücken am Morgen, und er meinte, die persönliche Begegnung sei nicht schwer zu veranlassen. Kaum daheim angekommen, erhalte ich von Professor Kanoldt, dem Schöpfer herrlicher klassischer Landschaften, ein Einladungskärtchen: „Kommen Sie morgen zum Abendbrot; wir sind ganz unter uns; nur ein junger, mir empfohlener Maler: Friedrich Heyser, wird dabei sein.“ Nun schien es ernstlich des Schicksals Wille, daß wir nicht umeinander herumgehen sollten. Vom ersten Augenblick an waren wir Freunde, als seien wir schon seit Jahren vertraut gewesen. Bald verging kein Tag, da ich nicht stundenlang in Heyfers Künstlerwerkstatt weilte, kein Abend, den er mir nicht widmete, mir aus seinem Leben, von seinen Arbeiten berichtete. Dieses Leben war die richtige Künstlernovelle.

Oft sprach er begeistert von seiner Schützerin und Freundin, Frau Helene Uhl, die mit ihren Töchtern gleichfalls zu vorübergehendem Aufenthalt nach Karlsruhe übergesiedelt war, und es dauerte nicht lange, so ward auch ich als Freund des Hauses dort eingeführt.

Heyser entstammte ganz kleinen, ärmlichen Verhältnissen in Mecklenburg. Der Vater war frühe gestorben, die Mutter schlug sich mühsam durch. Der Dorfgeistliche war auf den begabten Jungen aufmerksam geworden und unterrichtete ihn unentgeltlich in edelmütiger Weise. Da sah Heyser eines Tages im Pfarrhaus eine Mappe mit Kupferstichen nach Gemälden der Dresdener Kunstsammlung. Von jener Stunde an flammte nur noch ein Gedanke in seiner Seele: Dresden! so wie einst auf Jacques Callot das Wort „Florenz“ einen ähnlichen Zauber ausgeübt hatte, so daß er sich als Knabe Zigeunern anschloß, die dorthin ziehen wollten.

Nach Dresden mußte Heyser um jeden Preis, und sollte er sich durchbetteln! Diese Bilderherrlichkeit mußte er mit eigenen Augen schauen! Völlig mittellos machte er sich auf den Weg, erreichte schließlich die gewaltige Elbestadt und trat bei einem Lüncher als Lehrling ein. Sonntags aber malte er auf eigene Faust Gemälde in der Bildersammlung nach. Da schaute ein fremder Herr ihm über die Schulter und fragte: „Wessen Schüler sind Sie?“ Betroffen erwiderte der Lünchergeselle, daß er keinen Lehrer habe. „Nun, von heute an sind Sie mein Schüler,“ sagte der Fremde, „ziehen Sie alsbald zu mir und malen Sie in meiner Werkstatt!“ Es war der berühmte Bildnismaler Pohle, der Heyser's außerordentliche Begabung sofort erkannt hatte. Jetzt begannen bessere Tage für den jugendlichen Kunstjünger, und mit Riesenschritten ging es aufwärts. Der König kam in Pohles „Atelier“: Heyser erhielt den Auftrag, Bilder im Louvre zu Paris für ihn nachzubilden.

Nach der Heimkehr aus Frankreich eröffnete ihm Pohle, eine befreundete Dame in Harzburg, Frau Uhl, suche für ihre beiden Töchter einen Zeichenlehrer, und er möge die Stellung versuchsweise zunächst annehmen. Heyser zögerte lange, weil er selbständig zu bleiben wünschte; endlich reiste er in den Harz, und mit dem Eintritt ins Haus jener seltenen Frau war sein Lebensglück entschieden. Eine solche Gönnerin zu haben, bedeutete Segen und Gefahr: Segen, weil sie den Schützling vor äußerer Not bewahrte; Gefahr, weil sie ihn fast selbstsüchtig für ihre eigenen, wenn auch überaus künstlerischen Zwecke ausnützte, aber der Welt und einem breiteren Bekanntheit entzog. Auf Jahre hinaus war er nun, ich möchte fast sagen, der Hofmaler der wundersamen Dame, die, obwohl niemals der Öffentlichkeit

angehörend, dem Dunkel des Vergessenwerdens entrissen zu werden verdient. Ihre ganze geräumige Wohnung war eine Heyser Sammlung; sie ließ kein Bild dieses Malers in andere Hände kommen; sie kaufte ihm jedes Werk sofort selbst ab. Er malte für sie Bilder berühmter Männer und Leute aus dem Volke, die sie aus irgendwelchen Gründen im Bilde festgehalten wünschte. Sie konnte den fremdesten Menschen auf der Straße stellen und bitten, sofort zum Gemaltwerden mitzukommen. Oft sagte sie mir: „Ich will mein Leben zum Märchen gestalten.“ Und so hatte sie denn auch für Märchendichter eine Vorliebe. Sie ließ dem alten Gustav zu Putlitz als dem Verfasser von „Was sich der Wald erzählt“ keine Ruhe, bis er sich von Heyser hatte malen lassen. Das Bild wurde das beste von allen Putlitzbildern. Da der bejahrte Dichter nur zum Malen des Kopfes sitzen wollte, bat Heyser mich, Putlitz meine Hand malen zu dürfen, was ich mit Vergnügen gestattete. Das Putlitzbild hängt in dem Landhaus Uhl zu Harzburg an grüneschmücktem Ehrenplatze; in eigentümlicher Schicksalsverkettung ist es am Tage, da Putlitz starb, von der Wand herabgestürzt.

Nur wenige Beispiele für die wundersame Art, wie Frau Uhl mit den Künstleraugen eines Kleinlebensbildmalers die Welt betrachtete und ihre Träume sofort in Wirklichkeit umzusetzen verstand: sie geht über den Karlsruher Markt, sieht eine junge, Gemüse verkaufende Bäuerin sitzen. „Kommen Sie mit, Sie sollen gemalt werden!“ Die aus Wolken gefallene Verkäuferin erklärt, sie müsse zuerst ihre Körbe abgesetzt haben und dann ins Dorf Stupferich nach Hause. Frau Uhl kauft sofort ihre ganze Ware auf, packt die Verblüffte in eine Droschke, fährt vom Fleck weg mit ihr ins heimatliche Dorf und bittet die Eltern, das Mädchen ihr vierzehn Tage zum Gemaltwerden anzuvertrauen. Bei dieser Gelegenheit sieht sie die vielfachen Mängel ländlicher Einrichtung. In den nächsten Tagen schickt sie den Bauersleuten zu Dank eine neue Zimmereinrichtung, allerlei Hausgerät, sogar Vorhänge zum Wohnlichmachen! Das Geld spielte da keine Rolle. „Heyser, hier bringe ich Ihnen eine Madonna!“ Und der junge Künstler schuf aus dem Bauernmädchen eine Muttergottes, die in weißem Gewande, mit rabenschwarzen Haaren, die Blicke starr auf ein Kreuzifix, das sie in Händen hielt, geheftet, jeden Beschauer fesselte. Wir taufte das eindrucksvolle Bild scherzweise „Die Madonna von Stupferich“!

Ein andermal fährt sie mit Heyser durch einen Vorort Berlins. An einem Brunnen lehnt, träumerisch überhängend, ein Jüngling. „Heyser, ein Narziß!“ Sie steigt aus, dingt den schönen jungen Fremdling ungesäumt; es geht aber nicht ohne Schwierigkeit ab. Er ist Buchbindergefelle,

muß erst für ein paar Wochen von seinem Meister losgekauft werden. Und Hensler schuf auf den Wink seiner künstlerangigen Gönnerin einen prachtvollen Narziß. Später bekam das Narzißbilde die Schwindsucht. Da Frau Ahl in ihrer Herzensgüte keinen Fall ließ, nahm sie den Leidenden zur Pflege in ihr fürstlich schönes Heim im Harz auf; und noch sterbend dankte er ihr mit brechenden Augen: die Zeit in ihrem Hause sei die einzig glückliche seines Lebens gewesen! Überhaupt gab es manche Sterbende, die den Wunsch äußerten, ihre Wohltäterin, die wie eine Märchenfee nur Segen und Liebe um sich zu verbreiten wußte, noch einmal zu schauen, und der letzte Augenaufschlag galt dankbar der edeln Frau, die von ihren großartigen Mitteln so großartig Gebrauch zu machen verstand.

Außer dem Maler hatte Frau Ahl auch einen Tonwerker herangezogen und ihn aus dem Füllhorn ihrer Güte überschüttet: den späteren Vorstand der Berliner Singakademie und Tonsetzer Georg Schumann. Ihm hatte sie in ihrem herrlichen Park ein reizendes Häuschen zu stillem, weltabgeschiedenem Schaffen erbauen lassen. Manche Stunde lauschten wir dort, wie in Märchenträume entrückt, den wundervollen Weisen und Traumsflügen des jugendlichen Tonkünstlers. Ja, Frau Ahl verstand es, ihr Urbild zu erfüllen und sich ihr Leben und das anderer zum Märchen zu gestalten. Nach einigen Jahren wurden der Maler und der Tonsetzer die Ehegatten der beiden anmutigen Töchter ihrer kunstbegeisterten Gönnerin.

Meine Reise nach Griechenland im Frühjahr 1886 setzte dem vertrauten Verkehr in Henslers Werkstatt ein Ende; als ich heimgekehrt war, hatte der herrliche Künstler mit den Damen Ahl meine Vaterstadt verlassen ...

Karl Alexander von Sachsen-Weimar und spätere Beziehungen zu seinem Hause. Es war nicht bei jenen ersten, früher geschilberten Begegnungen in Weimar und Schloß Wilhelmstal geblieben. Der greise Großherzog hatte mir bei jeder Gelegenheit Zeichen seines dauernden Wohlwollens erwiesen.

Im Frühjahr 1884 weilte ich in Weimar zu Besuch bei meinem Nordkapreisegefährten, dem alten Oberst Panse, wobei ein Vortrag meiner Dichtungen in der Gesellschaft „Erholung“ für kommenden Winter verabredet wurde. Der Großherzog hatte durch den mir befreundeten Wartburgkommandanten von Arnswald von meiner Anwesenheit in seinem Lande vernommen und ließ mich nach der Wartburg einladen, wo er seinen regelmäßigen Frühjahrsaufenthalt zu nehmen pflegte. Zwei Tage war ich auf der Burg, kühle Maitage, und es flackerte das offene Kaminfeuer im Rittersaale, wohin wir uns nach dem Gabelfrühstück begaben und wo mir

der Großherzog die Laute des Minnesängers Oswald von Wolkenstein zeigte.

Im Dezember 1884, bei einer Bärenkälte, hielt ich abermals meinen Einzug in das alte Weimar. Ich war stockheiser, mußte jedoch trotzdem aufs hohe Seil. Die Nervenüberreizung befreite mich für die Stunde des Vortrags, welchem Großherzog und Erbgroßherzog anwohnten, von dem lästigen Halsübel. Unter den Hörern befanden sich Hofbühnenleiter von Loën und der Dichter Julius Grosse, die mir in der Folge freundschaftlich zugetan blieben. Tags danach war ich in längerem Empfang bei Karl Alexander und zum Abendimbiß. Zuvor wohnte ich in der Intendantenloge einer Aufführung von Glucks „Orpheus“ an, lernte dort den Maler von Gleichen-Rußwurm, einen Enkel Schillers, kennen, und fuhr mit ihm in Herrn von Loëns Wagen zur Abendtafel ins Schloß. Hier fand sich eine kleine Herrengesellschaft zusammen, die nur aus dem Großherzog, seinem Adjutanten von Palécieux, den Herren von Loën, von Gleichen-Rußwurm und mir bestand. Man speiste oben im Wintergarten des Schlosses unter südlichen Bäumen und sah in angenehmer Wärme durch die reifglitzernden Kristallscheiben die Lichter des nächtlichen Weimars emporerschimmern, was mich in unsagbar behaglich-dichterische Stimmung versetzte: sah ich doch hier oben mit dem Enkel Karl Augusts und dem Enkel Schillers zusammen, und mir war, als ob alte und neue Zeit sich wundersam die Hand reichten. Bei aller Dichterstimmung habe ich in meinem Leben noch nie so viele Mustern gegessen wie an jenem denkwürdigen Abend, der in anmutig angeregtem Gespräche bis in die Nacht gedehnt wurde.

Karl Alexander erzählte mir, daß er mich im vorigen Herbst bei der Aufahrt der Fürsten zur Einweihung des Niederwalddenkmals deutlich in der Volksmenge erkannt habe; er hatte mir damals tatsächlich derart persönlich gewinkt, daß ich an seinem scharfen Auge nicht gezweifelt hatte. Zugleich meinte er schmunzelnd: für einen Dichter sähe ich zu wohlgenährt aus, Dichter müßten mager sein und an Dachstubendasein erinnern! Ich sei entschieden zu dick geworden!

Aber Karl Alexander glaubte die Welt lange Zeit, ihre Wiße reißen zu dürfen; seine mit etwas sprödem Lächeln und seltsam flüsternder Aussprache hervorgestoßenen Worte mochten dem Fernerstehenden oft etwas geziert, ja manchem sogar gedrehselt klingen. Aber er steckte voll schalkhafter Laune, hatte das Herz auf dem rechten Fleck, war ein ganzer Mann und ein ganzer Fürst. Sogar unbedeutend hat man ihn zu schelten gewagt! Von ihm wurde das Wort, das geflügelt zu werden verdiente, geprägt:

„Dreierlei Orden gibt es: erdiente, erdienterte und erdinierte!“ Sollte der Erfinder solcher Wigworte vielleicht ein gewöhnlicher Kopf gewesen sein? Viele von den auf seine Rechnung geschriebenen Geschichtchen sind erfunden oder aufgebauscht; manches von ihm scherzhaft gemeinte Wort ward aus Böswilligkeit oder Dummheit als ernstgemeint verbreitet.

Auch den damals in Weimar sehr gefeierten Lonsfelder Laffen besuchte ich auf seine freundliche Einladung und war erstaunt über die Unmasse von trockenen Lorbeerfränzen, womit alle Wände seines Zimmers ausgepolstert waren; ich hätte es in solchem Walde durrer Blätter nicht ausgehalten.

Mein Gastfreund Pausé führte mich auch bei Liszt ein, der mir als gebietende Persönlichkeit in langem, samtendem Hausrocke mit sieghaft überwältigender, mich bezaubernder Liebenswürdigkeit entgegentrat. Ich muß gestehen: als ich meine Hand in die Liszts legen durfte, durchrieselte mich ein ehrfürchtiger Schauer und ich konnte während unseres Gespräches nur mit Mühe die Blicke von dieser wunderbaren Künstlerhand losreißen, die dereinst auf unerhörten Siegeszügen durch ganz Europa die Menschheit zu namenlosem Entzücken hingerissen hatte.

Vor meiner Abreise von Weimar war ich noch eine Stunde lang bei dem mir so gütig gesinnten Fürsten, und er führte mich durch zahlreiche Gemächer zu seiner Tochter, der geistvollen Prinzessin Elisabeth, neben der ich bei Tafel stets auf dem „Künstlerplatze“ zu sitzen pflegte. Sie trug mir warme Grüße an Felix Mottl auf, mit dem sie viel Musik getrieben hatte.

Karl Alexander hatte seinen alten Lieblingsgedanken, mich nach Weimar oder Jena zu ziehen, nicht aufgegeben und kam wiederholt darauf zurück; aber meine häuslichen Verhältnisse hatten sich durch den Tod meiner Mutter derart verändert, daß an eine Trennung von der Heimat damals nicht zu denken war. Jahrelang stellte ich mich am Johannisstage, Karl Alexanders Geburtsfeste — das er stets auf dem Saaleschloß Dornburg zu verbringen pflegte —, unter der Zahl der Glückwünschenden aus der Ferne ein, und bei jedem neu erscheinenden Werke von mir erhielt ich Beweise seiner treuen Teilnahme.

Vier Wochen vor dem Tode des Großherzogs war ich zum letzten Male sein Gast in Weimar, Dezember 1900. Da sprach er viel über Liszt, den er die „edelfste Emanation Gottes“ nannte, erzählte mit lebendiger Gedächtnisfrische von Italien und erinnerte sich eines merkwürdigen Vorkommnisses, das ihn glauben lasse, wir seien dereinst schon einmal auf dieser Erde gewandelt. Er schilderte nämlich ein Schloß im Venetianischen,

das er beim ersten Besuche genau so getroffen, wie er es zuvor in seiner Einbildungskraft geschaut, und scherzend meinte er: „Vielleicht bin ich damals Tyrann von Syrakus gewesen!“ Nach jedem Gange der gemüthlichen Abendtafel verschwanden der bedienende Leibjäger und die Kammerbedienten; war abgegessen, so klingelte der alte Herr hausväterlich mit einer Glocke, deren Handgriff aus prachtvollen silbernen Blättern getrieben war. Nach Tische geleitete der Fürst mich durch einen langen Flur und zeigte mir Handzeichnungen von Michelangelo sowie eine etruskische Urnenkiste. Ich erzählte ihm, daß ich in der Kunstsammlung zu Volterra ähnliche gesehen. Zuletzt führte er mich vor einen herrlichen Farbenentwurf, der auf einer Staffelei stand und sagte mit einem Anfluge von Gerührtheit: „Dies ist von Raffaels Hand, eine Studie zur Farnesina!“ Dann nahm ich für ewig Abschied von einem der edelsten, großdenkenden und hochherzigsten der deutschen Fürsten.

Vier Jahre danach, im Sommer 1904, durchwanderte ich den Wald von Biligrad bei Schwerin, zuletzt von einem Feldschugmann geleitet, der den kocken Eindringling in dies märchenschöne Heiligtum aufgreifen wollte, und schickte durch einen Hofbedienten meine Karte der Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg ins Schloß. Es war dies eben jene Prinzessin Elisabeth, die Tochter meines gütigen, alten Karl Alexander, die sich seit unsern gemeinsamen Wartburgtagen mit dem hochsinnigen Mecklenburger Herzog vermählt hatte. Trotz früher Morgenstunde empfing sie mich mit altgewohnter Güte. Sie schien soeben von einem Ritze heimgekehrt, denn sie stand in Federhut und reitkleidartigem Anzuge mit fürstlichem Gebaren vor mir und stellte mich dem kurz danach eintretenden Gemahl als „alten Bekannten von uns“ vor. Zwei geschlagene Stunden führten Herzog und Herzogin ihren Gast in dem wundervollen, ungeheuren Schloßpark umher; lange saßen wir auf einer Bank, ich zwischen beiden in der Mitte, und sprachen von alten Zeiten, indes oben der leise Wind in den sonnendurchblitzten Wipfeln rauschte und zu unsern Füßen der Schweriner See seine glitzernden Wellen ans Ufer spülte. Die Herzogin schien sich über meine verehrende Anhänglichkeit an ihren „lieben Vater“ sehr zu freuen und schalt mich, nicht schon früher einmal gekommen zu sein. Ich blieb zu Tische als alleiniger Gast bei ihnen, und sie ließen mich am Nachmittag in ihrem Wagen zur ziemlich entfernten Bahnhaltestelle bringen.

Leider ist das Glück dieses edeln Paares bald danach zerstört worden: die Herzogin erlag einem tückischen Leiden. Aber ihr hoher Gemahl hat als Erbe das Wohlwollen der großherzoglichen Familie von Weimar auf mich

übertragen; wiederholt habe ich nach dem Tode seiner unvergesslichen Gemahlin als sein Gast zu Wiligrad und zu Braunschweig, wo er zum Landesregenten erwählt ward, geweilt und mich stets an seinem frischlebendigen, menschlichschönen Wesen erquickt. Nichts gemüthlicheres, als auf der rosenumsponnenen Terrasse zu Wiligrad seinen Erzählungen zu lauschen, wenn er selbst den Tee bereitete und ausshenkte, ja sogar höchstehändig seinen Gästen die Zuckerstücke in die Tassen zu legen geruhte. Scherzend berichtete er dabei vom König von Siam, der den Herzog wiederholt besuchte: Einmal, als Johann Albrecht die Regentschaft von Mecklenburg-Schwerin und das andere Mal, als er die von Braunschweig führte. Da meinte der ostasiatische Selbstherrscher zu unserm Herzog: „So oft ich nach Europa komme, regieren Sie ein anderes Land!“ ...

Klaus Groth. Nicht minder gastfreundlich hat mir der große, plattdeutsche Dichter seine häusliche Pforte zu Kiel im selben Sommer geöffnet. Als ich an seine rebenumsponnene Gartenwohnung herantrat, bemerkte ich den Dichter am warmen Vormittag im Erdgeschos auf einem Lehnstuhl schlafend; leise schlich ich herbei und betrachtete lang und tiefgerührt das sonnenbeleuchtete Haupt durch den offenstehenden, obern Teil der „braken Dör“, bis endlich der Briefträger kam und mit derben, knirschenden Schritten über den Gartenkies den Schlummernden unsanft aufschreckte.

Ich nannte dem Erwachenden meinen Namen, da streckte er mir die Arme entgegen und ich war wie ein alter Freund empfangen. Bald trat sein blühend schöner Sohn, das Bild der Kraft, von einer Ruderwettsfahrt heimkehrend, ins Gemach, und wir plauderten bei einer Flasche Bordeaux, den er soeben unmittelbar aus Südfrankreich erhalten hatte, von meinen Wanderungen in Deutschland und Griechenland. Bald danach starb der kraftvolle Sohn, der jedem Sturme trogen zu können schien, und Klaus Groth war seitdem ein gebrochener Mann, den ich nie wieder schauen sollte ...

Prinz Emil zu Schönauich-Carolath. Zu den wertvollsten Dichterbekanntschäften meiner späteren Zeit zähle ich die des hochgemuten Sängers der neuen Romantik.

Im Juni 1904 folgte ich seiner Einladung nach Schloß — oder wie er sich bescheidener auszudrücken pflegte — nach „Gut“ Haseldorf in Holstein. Man fuhr von Hamburg mit dem Personenzuge, richtiger Bummelzuge, nach der Haltestelle Tornesch, von wo sich ein altmodischer Pferdebahnwagen mühsam durch hohen Flugsand zum Dorf Utersen durchquälte. Dort holte mich ein prinziplicher offener Wagen ab.

Prinz Emil war mir eine Strecke weit entgegengegangen; von weitem sah ich seine Gestalt im Strahle der Morgensonne nahen; am Saum eines Kornfelds fand die herzlichste Begrüßung statt. Ich stieg, von ihm geleitet, in einem stattlichen Seitengebäude, das nur Gastzimmer enthielt, ab. Gleich darauf brachte er mich zu seiner Gemahlin und deren zu Besuch anwesenden Mutter, einer baltischen Freifrau von Knorring. Sofort ergaben sich im Gespräche mit den Damen Beziehungen zu gemeinsamen Freunden in Estland. Das Kennzeichen dieses Hauses war eine wohlthuende Verquickung von fürstlicher Vornehmheit und bürgerlichem Behagen. Von der großen Terrasse, zu der man auf breiter Freitreppe hinaufstieg, trat man durch eine Säulenpforte in einen mächtigen Vorraum. Alle Säle waren gefüllt mit kostbaren, geschnitzten alten Schränken. Zwei niedliche Prinzesschen speisten an der Frühstückstafel mit; die andern Kinder waren mit Erzieher und Erzieherin auf einem Ausflug und kehrten erst abends zurück.

Am Nachmittag unternahm ich mit dem Prinzen einen großen Gang in die Marsch, wobei ich den Menschen und den Dächern mit jedem Augensblick höherstellen und inniger lieben lernte. In der Ferne sah man zuweilen, wie geisterhafte Gebilde, die segelgeschwellten, hochmastigen Schiffe auf der Elbe dahinziehen; da man den Strom selber nicht sah, schienen sie, gleich Riesenschmetterlingen, über das Land lautlos hinzuschweben. Der Prinz und ich stimmten in unsern Anschauungen über Schrifttum und Kunst außerordentlich überein.

Nach der Heimkehr führte der Prinz mich in sein Haus-Archiv, wo sich alle Besucher einzzeichnen pflegten. Abends saßen wir auf der prächtigen Schloßterrasse, rauchend, plaudernd; ich erzählte von meinem Wandern in Süd und Nord unter funkelndem Sternhimmel. Die Prinzessin holte ein Kästchen herbei, worin sie alle ihre Selbstschriften mit liebevoller Sorgfalt verwahrte.

Überaus zärtlich, wie nur ein innig liebender Vater tun kann, sagte der Prinz seinen ihn umringenden und küssenden Kindern Gute Nacht, und als ich ihm verriet, daß mich bei diesem lieblichen Familienbilde Heimweh nach meinem eigenen Kind angewandelt habe, schien er ordentlich gerührt. Noch an dem unsergeflichen Abend, der bis tief in die herrliche Sommermondnacht auf der Terrasse verlängert ward, nahm ich von allen Abschied, da ich schon im Morgenzwielichte des nächsten Tages abreisen mußte. Ich schied mit dem festen Versprechen, bald wiederzukommen und Weib und Kind mitzubringen. Das Schicksal hatte es anders verfügt. Ich habe den

edlen Prinzen, den unvergleichlichen Menschen, nie wieder schauen dürfen; ein schreckliches Leiden hat ihn bald danach seiner geliebten Familie grausam entrisen. Nur mit tiefer Bewegung vermag ich seiner in Dankbarkeit und Treue, die keinen Tod kennt, zu gedenken.

Heinrich Hansjakob. Der ursprüngliche, unerschrockene Freiburger Stadtpfarrer, der gefeierte Volksschriftsteller. In seinen vielgelesenen Schriften hat er mich öfters verewigt und stets als den größten „Optimisten“ hingestellt. Nicht ganz mit Recht. Nur weil ich nicht immer in sein unablässiges Jetern über Kultur, Preußen und „Wibervölker“ eingestimmt habe. Hansjakob jammerte mit Vorliebe über „Kultur“ und besaß dabei selber eine Flucht der behaglichst eingerichteten Zimmer in seinem wohnlichen, eigenartig und geschmackvoll ausgestatteten Pfarrhaus am Franziskanerplaz der schönen Dreisamstadt. Ward ihm der Stadtlärm zu störend aufdringlich, zog er sich in die ländlich stille Kartause vor den Toren Freiburgs zurück, wo er eine halb bäuerlich eingerichtete Landwohnung hatte, um ungestört zu dichten oder wehmutsvoll-düsteren Träumen nachzuhängen.

Als Eheloser hatte er viel Zeit, über sich selbst nachzudenken, was nicht immer das Glück des Menschen ist. Vier Kapläne nahmen ihm die Bürde der allsonntäglichen Predigtlast ab; nur alle drei Wochen bestieg er die Kanzel, legte sich dann, von dieser Überarbeitung angegriffen, zu Bett und stand erst gegen Abend wieder auf. Wäre er protestantischer Pfarrer mit einem halben Duzend Buben gewesen, so hätten diese vermutlich ihm andere Müsse zu knacken gegeben.

Hansjakob klagte unablässig über seine Armut; dabei bezog er stattliche Einnahmen als Schriftsteller, konnte sich seine Wohnstätte mit erlesenen Kunstwerken ausschmücken, reiste nur erster Klasse auf der Eisenbahn, in späteren Lebensjahren sogar nur noch in gemietetem Zweispänner, bis hinunter an die mittlere Donau, um die reichen Klöster dort zu besuchen. Wahrlich, ein solcher Mann und Nachfolger Christi hatte nicht eigentlich Ursache, über Armut zu jammern. Im Jahre 1900 schrieb er mir: „Ich bin arm, weil ich nicht ohne Dienst und Amt als Rentner leben kann. Wie oft muß ich Ihnen das noch sagen?“ Ich hatte deshalb ihm zuweilen ins Gewissen geredet und ihn zur Zufriedenheit gemahnt. Hansjakob hatte vor dem Geld als solchem eine Heidenehrfurcht, wie dies oft bei Leuten vorkommt, die bäuerlichen Kreisen entstammen.

1896, von einer meiner fast alljährlichen Wanderungen aus Italien heimkehrend, war ich mit einer seltsamen Reisegesellschaft bei ihm ein-

getroffen: mit einem kleinen Drahtgitterkäfig, worin zwei lebendige Grillen saßen, die ich auf dem Markt am Rialto zu Venedig erstanden hatte. Alle Morgen wurden die goldbraunen Tierchen mit frischen Salatblättern gefüttert und dienten mir bei Tagesanbruch als natürliche Weisewecheruhren mit ihrem zirpenden Grillengesang; ich hatte sie glücklich in meiner offenen Mantelkapuze über die Alpen getragen, um meiner kleinen Tochter daheim einen Spaß zu bereiten. Hansjakob hatte königliches Vergnügen daran; ich mußte mit den seltenen Wandergefährtinnen bei ihm nächtigen.

In seinem Arbeitszimmer stand ein hübsches Schränkchen, und er sagte: „Hier bewahre ich alle Briefe bemerkenswerter Menschen, auch die Ihrigen; nach meinem Tode kommt die ganze Sammlung in diesem Behälter in das Rathaus meiner Vaterstadt Haslach zur ewigen Aufbewahrung; so habe ich es bestimmt in meinem letzten Willen.“

Am Abend ließ sich Hansjakob durch Gäste nicht im geringsten aus dem gewohnten Geleise bringen; er trank für sich allein das übliche Glas Milch und aß sein Ei dazu — indes ich einsam von der freundlichen Schwester des Hausherrn, Philippine Hansjakob, bedient wurde; erst nach Tisch erschien er, der ausnahmslos um halb acht Uhr zur Ruhe zu gehen pflegte, nochmals und übermittelte mich in der „Kooperatur“ seinen vier Kaplänen, die mich bis Mitternacht auf das angenehmste zu unterhalten verstanden. Auf ihre Bitte sendete ich ihnen danach mein Bild, und Hansjakob meldete mir umgehend: „Sie hängen bereits in der Kooperatur.“

Auch 1899, bei einem Besuch in meinem Hause zu Karlsruhe, war der hünenhafte Stadtpfarrer nicht zu bewegen, sein Glas Milch und sein weiches Ei irgendwie zu überschreiten. „Ihr habt's gut, ihr könnt Bier trinken,“ rief er, „in meiner Jugend, da konnt' ich zwanzig Gläser abends wie nichts vertilgen.“ — „Da rächt es sich jetzt allerdings,“ erwiderte ich lachend, „ich hab' in meiner Jugend als Soldat, als Student nie einen Tropfen Bier zu kosten vermocht, bin sommers oft durstleidend zu Mäusen gefessen — nicht aus Eugend, sondern aus unüberwindlichem Ekel vor dem Geschmack des Biers — und brachte erst viel später den ersten Schluck über die Lippe; vielleicht ist mir gerade deshalb jetzt jedes Glas Bier abends ein Labfal!“

In seinem geliebten Hofstetten bei Haslach, im Gasthaus zu den „Drei Schneeballen“, war ich im Mai 1896 erstmals sein Gast; köstlich schildert er unsere erste Begegnung auf der Landstraße in seinem Tagebuch „Im Paradies“: wie er mich zuerst für einen katholischen Amtsbruder hielt!

Die angeblichen Beweggründe meiner Bartlosigkeit sind freilich Hansjakobscher Einbildungskraft entsprossen.

Wir fuhren zusammen im offenen Wägelein auf die Heiðburg; aus allen Haustüren, von einsamen Gehöften herüber kamen die Bewohner herbei, um dem geliebten, landbekanntesten Geistlichen und Kenner der Volksseele die Hand zu schütteln. Die „Wibervölker“, denen er so oft böß mitgespielt, haben ihm vielleicht gerade deswegen ganz besondere Verehrung gezollt. Was sich liebt, neckt sich ...

Von der Rheininsel Langenau bei Mainz — meinem langjährigen regelmäßigen Wanderziel —, deren Besitzerin, die Freifrau Marie von Wolsberg, ebenfalls eine begeisterte Leserin Hansjakobscher Schriften war, hatten wir ihm an grauem Herbstregentag 1900 einen Gruß in Reimzeilen von mir gesendet, die er witzig und umgehend also beantwortete:

„Wo ein echter Dichter weilt,
Kann es niemals gießen,
Weil die Sonne sich beeilt,
Ihren Sohn zu grüßen.

Doch wo ein Kartäuser sitzt,
Will es nimmer tagen,
Weil in seinem Geist nichts blüht,
Wolken zu verjagen“ ...

Und im Herbst 1908, nach dem Erscheinen meiner „Deutschen Hobelspane“ — nach deren Lesung er mich wohl kaum mehr für einen „Dptismisten“ gehalten haben wird —, bestieg er abermals das Postkartendichterroß und sang mir diese Zeilen, die ich für Feinschmecker schrifttümlicher Lederbissen hier anfüge, maßen man nicht alle Tage Proben Hansjakobscher Dichtung in gebundener Rede aufgetischt bekommt:

„Du sehest deinen Hobel an
Und hobelst sonder gleichen;
‘s bekommt ein jeder seinen Span,
Sei’s einen harten oder weichen.
Und weil ich auch gern hobeln tu,
Ruf’ ich dir Dank und Bravo zu.“